

# Im Trierer Karl-Marx-Haus

## Wie die bundesdeutsche Sozialdemokratie des „großen Alten“ gedenkt

So weltfremd waren wir Bürger der kleinen sozialistischen DDR nun wirklich nicht, daß wir nicht gewußt hätten, wo die Stadt Trier in der großen kapitalistischen BRD zu finden ist. Immerhin war sie vor rund 2000 Jahren ein Regierungszentrum des Römischen Reiches gewesen. Überdies ist sie die Geburtsstadt von Karl Marx. Obwohl wir sie leicht auf der Landkarte fanden, konnten wir wegen des Kalten Krieges nicht dorthin fahren, um ihn zu ehren. Doch es gab Ausnahmen. Eines Tages erfuhr ich, der Schichtmeister einer Jugendbrigade im Gefrierschrankwerk Niederschmiedeberg des VEB dkk Scharfenstein werde mit Jugendtourist in die BRD und auch nach Trier reisen. Er war bereit, einen kurzen Bericht für die Betriebszeitung zu schreiben.

Unter dem Titel „Es ist nicht alles Gold, was glänzt“ berichtete der junge Mann kurz und bündig: „Das größte Erlebnis für uns war der Besuch des Geburtshauses von Karl Marx. Eine Erstausgabe des Kommunistischen Manifests konnte dort im Original betrachtet werden. Das beeindruckte mich stark.“

Als Redakteur staunte ich nicht schlecht darüber, daß dem „Vater“ des wissenschaftlichen Sozialismus ausgerechnet von der Friedrich-Ebert-Stiftung der SPD ein Museum eingerichtet worden war. Sie gedachte also des „großen Alten“ im Trierer Haus Brückenstraße 10. Außerdem bot die SPD den Besuchern ein „Studienzentrum Karl Marx“ an. So etwas hatte ich nicht vermutet. Der Artikel des jungen Genossen war meine erste indirekte Kontaktaufnahme mit Trier. Erneut wurden wir an diese Stadt erinnert, als am 11. September 1987 im ND ein Bericht über den Aufenthalt Erich Honeckers im Karl-Marx-Haus veröffentlicht wurde. Er war in jenen Tagen ein geachteter und von allen tonangebenden Parteien hofierter Staatsgast in der BRD. Damals konnten wir nicht ahnen, daß unser Staatsratsvorsitzender nur gut zwei Jahre später von den gleichen Leuten gejagt, exiliert, eingekerkert und vor Gericht gestellt werden sollte. Vorerst aber stand er – und damit die DDR – im Mittelpunkt des europäischen Interesses. Sämtliche Medien verkauften den Staatsbesuch als Sensation. Das ND titelte: „Intensiver politischer Meinungs austausch mit den Regierungschefs von Rheinland-Pfalz und Saarland/Ministerpräsident Bernhard Vogel begleitet den Gast zur einstigen Wohnung der Familie Marx/Ehrendes Gedenken für den Begründer des

wissenschaftlichen Sozialismus/Honecker in seiner Geburtsstadt mit Ministerpräsident Oskar Lafontaine.“

Welche Hoffnungen taten sich in jenem September 1987 für vernünftige Beziehungen beider deutscher Staaten auf und wie brutal wurden sie zwei Jahre später



In Trier erworbene Grafik von Dietmar Lindner

zerschlagen und in den Schmutz gezerrt! Aus dem geachteten Partner wurde der teuflische „kommunistische Unrechtsstaat“, der restlos liquidiert werden mußte!

Ja, vorerst hat das Kapital gesiegt, dem wir mehr als vier Jahrzehnte auf dem Boden der DDR seine Verwertungsbedingungen entzogen hatten, indem wir die Produktionsmittel in die Hände des Volkes legten.

Nach der „Wende“ bot sich mir Gelegenheit, selbst die „alte BRD“ in Augenschein zu nehmen. Im Wirtschaftswunderland mit seinem überaus reichlichen Warenangebot sahen wir uns um. Dabei nahmen wir Licht und Schatten wahr. Arbeitslose und Bettler, Jugendliche ohne Perspektive anzutreffen und dann über die „blühenden Landschaften“ bei uns zu staunen, die Bundeskanzler Kohl den DDR-Bürgern in Dresden versprochen hatte – all das schuf

ein bizarres Bild. Tatsächlich, im Osten des nun staatlich vereinigten Großdeutschland blühen dank des Wirkens der mit einem Falschnamen versehenen Treuhandanstalt an ehemaligen Industriestandorten Disteln, so weit die Werksruinen noch nicht beseitigt worden sind oder die Betriebe nicht

von Konzernen aus dem Westen zur Profitmacherei genutzt werden. Karl Marx hat das alles bereits im „Kapital“ beschrieben.

Mehrmals fuhren wir nach Zeltingen an die Mosel, lernten dort fleißige und bescheidene Weinbauern kennen, die hart arbeiten müssen. Sie empfingen uns Ossi nicht unfreundlich. Von den herrlichen Zeltinger Weinbergen nach Trier zu gelangen, ist mit dem Auto ein Katzenprung. Im Sommer 1996 besuchten wir erstmals die einstige Römerstadt. Wir nutzten dabei den Touristik-Service, um uns mit der ältesten urbanen Siedlung Deutschlands etwas vertraut zu machen. Die Porta Nigra, der Dom, die Basilika, die Kaiserthermen, das Kurfürstliche Palais wurden in Augenschein genommen.

Endlich gelangten wir über Feldstraße und Brückenstraße zum Karl-Marx-Haus. Nach dem heißen Sonnenbad empfing uns im Vorraum angenehme Kühle. Wir waren gespannt, wie man im Westen das Marxsche Werk interpretieren werde. Schließlich hatte Helmut Kohl im ND-Interview erklärt: „Wenn ich mal nicht weiter weiß, greife ich zu meiner Marx-Ausgabe und hole mir bei dem großen Ökonomen Rat.“ Hatte der Bonner Staatsmann, der sich mit dem Wiedervereinigungscoup selbst den „Mantel der Geschichte“ überstreifte, das wirklich ernst gemeint? Da hätte

er dann doch ganz anders handeln müssen und nicht seine von Staatssekretär Horst Köhler überwachten Treuhandräuber gegen uns, die wir die Ideen von Marx umzusetzen versucht hatten, in Marsch setzen dürfen!

Wie sich gläubige Christen fühlen mögen, wenn sie eine unbekannte Kirche betreten, so erging es nun uns. Hier also war Marx geboren. Wir besichtigten eine Ausstellung zur Geschichte des Hauses, sparten uns aber den adäquaten Videofilm und unternahm selbst einen Rundgang. In den einzelnen Räumen erfuhr man viel Bekanntes über das Leben von Marx und Engels, deren wissenschaftliche Erkenntnisse, Vorläufer und Zeitgenossen. Die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie, aber auch die Erste Internationale wurden dargestellt. Nicht wenig Familiäres spielte eine Rolle. Dankenswerterweise findet man in dem

Haus eine ausführliche und üppig illustrierte Marx-Biographie. Das Kommunistische Manifest liegt in zahlreichen Ausgaben vor, auch die anderen Werke der beiden Großen. Äußerst karg ist hingegen das, was man von dem dritten Klassiker – Wladimir Iljitsch Lenin – erfährt. Hier stockt die Wissenschaftlichkeit der SPD. Hingegen gibt es viele wunderbare Bilder, indes auch mancherlei Überflüssiges. Sie sollen die Gedanken der Besucher in die gewünschte Richtung lenken. Aufschlußreich ist, daß man die Ergebnisse Marxschen Denkens nur für die Zeit ihrer Entstehung gelten lassen will, keineswegs für später, schon gar nicht für den Imperialismus. Klassen und Klassenkampf – bitteschön –, aber nur für den Kapitalismus des 19. Jahrhunderts und keineswegs im Zusammenhang mit der „sozialen Marktwirtschaft“. Völlig fehlt in Trier, wie in der DDR, der Sowjetunion und anderen Staaten begonnen wurde, die Marxsche Lehre zu verwirklichen.

Anders ausgedrückt, die Sieger entscheiden stets darüber, was historisch von Belang ist. Aber werden sie ewig oben liegen? Auf dem Platz vor der Tourist-Information hatte ein Maler seine Werke ausgelegt. Der alte Marx mit seiner üppigen Haarpracht als Großporträt zwischen der Porta Nigra und der Turmspitze des Doms fiel uns auf. Ich sprach den Künstler an. „Sie nehmen sich aber etwas raus! Einfach den Marx hier so anzupreisen. Bei uns im Osten ist das längst ein Sakrileg, und Sie könnten damit arg in Mißkredit geraten. Die wollten sogar unseren Chemnitzer Marx-„Nischel“ verhökern oder gar einschmelzen, bis sie merkten, daß sich daraus noch eine Attraktion für Touristen machen ließ“, sagte ich. Der Mittdreißiger lachte fröhlich und öffte ein wenig mein Sächsisch nach. Dann erwiderte er: „Ihr habt Euch geirrt. Wieso konntet Ihr Chemnitz in Karl-Marx-Stadt umodeln? Der Bärtige war doch nie da. Trier ist die wirkliche Karl-Marx-Stadt. Doch eine Umbenennung käme hier schon wegen der Römer nicht in Frage.“ Ich entgegnete: „Trier ist keine Industriestadt, anders als Karl-Marx-Stadt, wo es einst zahlreiche große Werke und eine starke Arbeiterklasse gab.“ Der Künstler lenkte ein: „Das könnte man gelten lassen.“ Ich kaufte ihm eines seiner Bilder ab. Seitdem besuchen wir das Karl-Marx-Haus, wenn wir an die Mosel kommen. Im Juli 2008 fand ich es völlig umgestaltet. Auf elektronischen Lesetafeln kann man ganze Werke abrufen und Zitate herausuchen. Auch Interpretationen findet man. So diese: Schon zu Lebzeiten von Marx habe man die Theorie der Ausbeutung der Werk-

tätigen durch das Kapital angezweifelt, da „Arbeitnehmer“ nun mal nicht ohne „Arbeitgeber“ existieren könnten. Also sei der Mehrwert kassierende Unternehmer für den Fortbestand der menschlichen Gesellschaft unersetzbar. So ähnlich habe ich es da gelesen. Mit anderen Worten: Sozialismus ist Quatsch, Kapitalismus gottgewollt. Ähnliches war wohl mit dieser „Information“ gemeint.

Am selben Tag traf ich noch einen Mann und eine Frau im Museum. Sie unterhiel-

wird?“ fragte ich ein wenig provozierend. „Er will Kanzlerkandidat der Linken werden und so doch noch ans Ziel gelangen.“ „Einen so hochfliegenden Gedanken habe ja nicht einmal ich gehabt“, meinte der Mann. „Ist auch wenig realistisch.“ Dann fragte er direkt: „Warum habt Ihr SED-Funktionäre eigentlich nach der Wende alles hingeschmissen, nicht mehr gekämpft, sondern als Touristen die Reisebüros und die Busbesitzer reich gemacht? Ich denke, Ihr ward alle Kommunisten? Und nun dieser Fatalismus!“

„Was würden Sie tun“, gab ich erbost, tief getroffen und ratlos zurück, „wenn Ihnen der Boden unter den Füßen weggezogen wird, man Ihren Betrieb dicht macht und nichts mehr produziert werden kann, alles verschwunden ist, was Ihnen das Leben lebenswert machte? Wenn plötzlich nur noch das Geld zählt und nicht mehr der Mensch. Wenn man Ihre gesamte Lebensleistung negiert und Sie als Versager, ja als Verbrecher hinstellt, wobei all das Gute, für das Sie gearbeitet haben, der Lächerlichkeit preisgegeben wird?“ Ich fügte hinzu: „Wir kämpfen schon, auf unsere Art, und eines sage ich Ihnen: Das letzte Wort der Geschichte steht noch aus. Am Ende wird jener Mann, der in diesem Haus geboren wurde, recht behalten und mit ihm Engels und Lenin.“

Wir waren während des Gesprächs weitergegangen und in einen Raum eingetreten, den ich von früheren Besuchen her nicht kannte. Hier stellte man auf SPD-Art die DDR dar. Nichts als Haß und Delegitimierung. Walter Ulbricht sprach auf großflächiger Leinwand den Satz: „Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu bauen.“ Mein

Gegenüber meinte nun hämisch: „Ach, der Eunuche aus der DDR kommt schon wieder mit seinen Lügen.“ Der tausendfach anzuklagende Überwachungsstaat BRD stellte in diesem Raum die DDR als brutalen Überwachungsstaat dar, dessen Bürger von ständiger Angst vor SED und „Stasi“ verfolgt worden seien. Unablässig hätten sie nach der Freiheit des Westens gehungert. Dort aber sei Karl Marx richtig verstanden worden, behaupteten die sich mit dem Alten aus Trier tarnenden Marx-Hasser aus der SPD.

„Nein“, sagte der Mann neben mir nun, indem er sich verabschiedete: „So, wie Sie vieles schildern, habe ich das bisher nicht gesehen, mit den Folgen des Wirkens unserer Treuhänder für die Bevölkerung im Osten. Wie in diesem Raum dargestellt, war die DDR nun wirklich nicht. Das ist eine Karikatur. Mehr Sachlichkeit, Exaktheit und Weitsicht für Deutschlands Zukunft wären wohl angebracht.“

Erhard Otte, Ehrenfriedersdorf



Nach wie vor eine Attraktion: der Chemnitzer „Nischel“

ten sich über Marx, dessen Aktualität. Er, etwa 60, sprach mich an: „Sie interessieren sich für die Lehren von Marx, sind wohl gar ein Linker?“ Kurz angebunden entgegnete ich: „Wäre ich sonst hier?“ Er wollte wissen, wie ich das Museum fände. Eine Weile redeten wir freundlich miteinander. Der Mann, der sich nicht vorstellte, sagte von sich, er kenne die ganze SPD-Spitze von Brandt bis Schröder persönlich. Dann fragte er direkt: „Was halten Sie übrigens von Schröder?“ Ich entgegnete schroff: „Mit seiner Agenda 2010 hat er das Letzte zertrampelt, was an der SPD noch sozialdemokratisch war. Nun gibt es keine wirkliche Sozialdemokratie mehr. Die SPD ist eine gewöhnliche bürgerliche Partei, kaum noch von der CDU zu unterscheiden. Deshalb hat Lafontaine auch sein Ministeramt quittiert.“

Zu „Oskar“, erwiderte mein Gesprächspartner, habe er seine „eigene Auffassung“. Der mache auch nicht alles richtig. „Wissen Sie, was der eines Tages machen

# 14 weiße Staaten gegen Sowjetrußland

## Als Churchill den Kommunismus in der Wiege erdrosseln wollte

**A**uf die große russische Revolution, die nach dem Kalender des Zarenreiches am 25. Oktober, nach heutiger Zeitrechnung aber am 7. November 1917 ihren Anfang nahm, folgte eine vom britischen Empire koordinierte 14-Mächte-Intervention gegen den jungen sozialistischen Staat. Sie nahm zwei Hauptformen an: Unterstützung der konterrevolutionären Kräfte innerhalb des Landes und offene, direkte Einmischung von außen.

Am 21. Dezember 1917, sechs Wochen nach dem legendären Sturm auf das Winterpalais und während der Krieg mit dem kaiserlichen Deutschland noch tobte, verbreitete das britische Kabinett ein Memorandum. Dieses betonte zwar verbal das Selbstbestimmungsrecht aller Länder, gipfelte aber dessenungeachtet in dem Gedanken, daß Britannien und Frankreich „antideutschen Kräften“ gemeinsam finanziellen Beistand gewähren sollten. Diese „antideutschen Kräfte“ waren in Wahrheit konterrevolutionäre Kosaken, die sich Tausende Meilen von jenem Gebiet entfernt befanden, in welchem sich die deutsche Armee zu diesem Zeitpunkt aufhielt. Dem Memorandum schloß sich zwei Tage später Frankreich an, das sich damit bedingungslos hinter daraus resultierende Entwicklungen stellte.

Noch früher – am 3. Dezember – hatte die britische Regierung beschlossen, dem Kosakengeneral Kaledin erhebliche „Hilfsfonds“ zuzubilligen. Dieser hatte sich am 7. November zum obersten Vertreter der diffusen Staatsmacht in der Don-Region erklärt und eine weiße Freiwilligenarmee aufgestellt, welche die roten Truppen sofort attackierte und überdies ein Blutbad unter Bergleuten anrichtete.

Unterdessen nahm China am 16. Dezember die Zentralsibirien mit den fernöstlichen Provinzen verbindende Eisenbahnlinie unter Kontrolle.

Die hart bedrängte Sowjetregierung in Gestalt des Rates der Volkskommissare unter Vorsitz Lenins unterzeichnete am 5. Dezember einen vorläufigen Waffenstillstand mit Deutschland. Trotzdem schloß Berlin am 27. Januar 1918 einen Vertrag mit der Ukrainischen Zentralrada ab, der es den kaiserlichen Generälen gestattete, mit einer 300 000 Mann starken Besatzungsarmee in die Ukraine einzurücken. Die in aller Eile formierten Einheiten der

erst im Entstehen begriffenen Roten Armee sahen sich außerstande, deren Vormarsch Einhalt zu gebieten. Anschließend liquidierten die Deutschen die Rada, setzten einen ukrainischen Gutsherrn als obersten



Lenin spricht im Petrograder Putilow-Werk (Mai 1917)

Kontrollleur des Gebietes ein und begannen, systematisch die Lebensmittelreserven der Ukraine zu plündern.

Anfang Januar 1918 bildete der zaristische Hauptmann Semjonow eine „Mandschurische Sondertruppe“, die vor allem aus chinesischen Berufsverbrechern bestand und durch Kosaken geführt wurde. Sie nahm den Grenzbahnhof zur Mandschurei unter Kontrolle und erschöß die Mitglieder des örtlichen Sowjets. Dann eroberte sie weitere Stationen und schnitt so die Eisenbahnverbindungen zu Zentralrußland ab. Massaker, Folterungen und Raubzüge begleiteten alle Operationen Semjonows. Der britische Militärattaché in Peking empfing einen Abgesandten dieses weißgardistischen Offiziers und Bandenführers. Nach dem Gespräch empfahl er London, Semjonows Forderung nachzukommen, jedem seiner Männer monatlich die phantastische Summe von 10 000 Pfund als Sold zu zahlen. Dort entsprach man diesem alle bisherigen Dimensionen sprengenden Verlangen.

Am 30. Januar leitete die Regierung Indiens mit britischem Einverständnis eine spezielle „Mission“ ein, „um Turkestan mit antibolschewistischen Elementen in Kontakt zu bringen“. Andrew Rothstein berichtete darüber in seinem Buch „Als Britannien in Sowjetrußland einfiel“.

Am 10. Februar brach Leo Trotzki, Lenins Unterhändler, die Friedensverhandlungen mit den Deutschen ab, die daraufhin ihre

Offensive gegen Rußland sofort wieder aufnahmen und dabei erhebliche Gebietsgewinne erzielten. Dieser eigenmächtigen Aktion des Volkskommissars für die Rote Armee wurde durch die Bolschewiki

sofort Einhalt geboten. Sie bestanden auf einen Friedensvertrag. Dieser kam am 23. Februar zustande, allerdings unter Bedingungen, die weit ungünstiger als zuvor bereits ausgehandelt waren.

Im März forcierte die Ankunft britischer, französischer und amerikanischer Marine- und Militärverbände die „diplomatische Vertretung der Alliierten“ in Murmansk, was sich zu einer regelrechten Okkupation auswuchs.

Nicht zufällig gab es in dieser Periode gute Nachrichten für die Birmingham Small Arms Company, die alle Rechte zum internationalen Vertrieb britischer Handfeuerwaffen erworben hatte. Es gelang ihr, erhebliche Lagerbestände an Lee-Enfield-Karabi-

nern an die Truppen der Interventen zu verkaufen. „Der größte Einzelposten war der Überschuß an 303-kalibrigen Pattern-14-Gewehren. Der Absatz dieser Waffe war zuvor deshalb nicht leicht gewesen, weil das Kaliber nur im britischen Empire sowie in Estland und Lettland benutzt wurde. In die beiden baltischen Länder hatte Britanniens Royal Navy nach der Oktoberrevolution solche Karabiner geliefert. Während der alliierten Einmischung in den russischen Bürgerkrieg wurden riesige Mengen dieser Gewehre für die weißen antikommunistischen Kräfte exportiert.“ Das erfährt man auf der Internetseite [www.riflesman.uk](http://www.riflesman.uk).

Andrew Rothstein traf in seinem bereits erwähnten Buch die Feststellung: „Die ernsteste Bedrohung, welcher sich die Sowjetrepublik im ersten Jahr ihres Bestehens gegenüber sah, war die Meuterei der Tschechoslowakischen Legion im Mai 1918.“

Obwohl die Tschechoslowakische Republik erst am 28. Oktober jenes Jahres entstand, war in Rußland schon früher eine aus 50 000 bis 70 000 Mann bestehende Tschechoslowakische Legion gebildet worden, der ehemalige Kriegsgefangene aus der österreichisch-ungarischen k.u.k.-Armee angehörten. Bereits am 16. Dezember 1917 wurde diese Formation durch Paris als autonomer Bestandteil der tschechoslowakischen Truppen in Frankreich anerkannt.

Die Briten übten auf Angehörige der Legion Druck aus, ihre Verbände den „alliierten“ Interventen in Rußland zur Verfügung zu stellen. Später bestätigte Präsident Masaryk in Prag, er habe dieses Ansinnen wohlwollend aufgenommen, sich aber gedacht, seine Einheiten seien selbst nicht stark genug, „um gegen die Bolschewisten und die Deutschen im Namen der Demokratie zu kämpfen“. Masaryk glaubte, daß nur ein Eingreifen der Japaner das Blatt wenden würde. Wie auch immer – jedenfalls wurde den Angehörigen des in Kiew stationierten 2. Regiments der Legion gestattet, sich zum Don abzusetzen und in die Dienste der konterrevolutionären Kosakenarmee des Generals Kornilow zu treten, die ihnen den Status einer selbständigen Formation zubilligte. Die Sowjetregierung erteilte der Legion die Genehmigung, sich unter Mitnahme von Selbstverteidigungswaffen über Archangelsk in die Heimat zu begeben. Doch die tschechoslowakischen Verbände behielten weit mehr militärische Ausrüstung, als ihnen zugebilligt worden war, und verzögerten ihren Abzug um Monate.

Am 5. April 1918 entstand dann mit der Inbesitznahme Wladiwostoks durch die Japaner auch für die Tschechoslowakische Legion eine neue Lage. Rund um die Transsibirische Eisenbahn stationiert, befanden sich ihre Verbände in einer strategischen Schlüsselposition. Masaryk sanktionierte dann Ende Mai ihre Revolte, zu der sie die Briten gedrängt hatten. Das war ein schwerer Schlag für die Sowjetmacht. Am 2. August wurde nach einer Reihe vorangegangener Versuche, die dortigen Sowjetorgane zu stürzen, Archangelsk durch Streitkräfte Britanniens und der USA eingenommen. Keinerlei Kriegserklärung war – wie auch in den anderen Fällen der Verletzung sowjetischen Territoriums – erfolgt. „Diplomaten“ verschiedener westlicher Staaten, die sich zu dieser Zeit in Rußland aufhielten, zettelten unterdessen Verschwörungen am laufenden Band an und organisierten Gruppen aus kampfbereiten Konterrevolutionären. Ein herausragendes Mitglied dieses Klüngels war der britische Geheimagent Lockhart, der – gemeinsam mit zwei Komplizen – eine weiße Terroristenbande schuf, die auf den Sturz der Arbeitermacht, die Verhaftung der Mitglieder der Sowjetregierung und die Ermordung Lenins hinarbeitete. Am 30. August wurde der Führer der Partei und des Sowjetstaates von der Sozialrevolutionärin Fanja Kaplan in Moskau niedergeschossen und durch vergiftete Kugeln lebensgefährlich verletzt.



Sturm auf den Winterpalast

„Im Herbst 1918 verstärkten die Staaten der Entente (so hieß das gegen Deutschland und Österreich-Ungarn gerichtete Bündnis westlicher Mächte – RF) ihre verbrecherische Intervention gegen Sowjetrußland, wobei sie die zahlenmäßige Stärke ihres



„Genosse Lenin säubert die Welt vom Unrat“

Expeditionskorps auf über 300 000 Mann brachten. 1919 arbeiteten die Urheber dieses Aggressionskrieges, namentlich der britische Kriegsminister Winston Churchill, an einem Plan zur Organisation der Koalition aus 14 Staaten für eine antisowjetische Kampagne“, heißt es in dem Werk „Eine kurze Geschichte der Welt“, das 1975 im Moskauer Progress-Verlag erschien. Von Churchill stammt übrigens auch der Ausspruch, man müsse den Kommunismus „in der Wiege erdrosseln“.

Das in diesem Beitrag dargestellte soll keine umfassende Bewertung dessen sein, was sich in einer kurzen Zeitspanne nach der Oktoberrevolution abgespielt hat, vermittelt aber eine Vorstellung von einigen der Kräfte, mit denen die junge Sowjetmacht damals fertig werden mußte.

Sidney und Beatrice Webb haben in ihrem Buch „Der sowjetische Kommunismus: eine neue Zivilisation?“ den seinerzeitigen Stand der Dinge folgendermaßen beschrieben: „Das Jahr 1918. Selbst in Petrograd und Moskau gab es nur eine geringe Sicherheit für Leben und Eigentum. Raubüberfälle auf der Straße und Einbrüche bewaffneter Banditen in Häuser gehörten

zum Alltag. Außerhalb der großen Städte existierte keinerlei organisierter Schutz. Die vorbedachte und langanhaltende Blockade Sowjetrußlands durch die britische Flotte, von anderen feindseligen Regierungen unterstützt, hielt Nahrungsmittel und Kleidung von der Bevölkerung fern, ebenso dringend benötigte Medikamente und Narkotika. Das ganze Land wurde von Konterrevolutionären überflutet, die sich leicht aus einzelnen Saboteuren in herumziehende Gruppen verwandelten, welche verschiedene Grade von Aufruhr und Banditentum miteinander verbanden. Zugleich drangen die Armeen Großbritanniens, Frankreichs, Japans, Italiens und der Vereinigten Staaten in das Land ein. Die Schrecken der Ausbreitung von Banditentum und rassistischer wie religiöser Verfolgung gingen Hand in Hand mit Krieg und Aufstand. All das währte hier und dort mehr als zwei Jahre. Die Greuel dehnten sich fast auf das ganze Territorium der späteren Sowjetunion aus.

So waren tatsächlich die Existenzbedingungen der Menschen. So unerträglich war auch die haßerfüllte Feindschaft fast aller Regierungen der Welt, so erbittert und beharrlich waren die Attacken, welche die mächtigsten von ihnen forderten und unterstützten, daß die Sowjetregierung gerade einmal ihr nacktes Überleben bewerkstelligen konnte.“

Diesem Überleben kamen nicht zuletzt die pro-revolutionären Aktionen der Arbeiter anderer Länder zu Hilfe. Anhänger der Bewegung „Hände weg von Sowjetrußland!“ unterbanden eine ganze Reihe von Munitions- und Waffentransporten für die weißen Interventen. In vielen Ländern gab es bewegende Zeugnisse aktiver internationaler Solidarität. Doch der Löwenanteil des Kampfes wurde ohne Zweifel vom heroischen Volk Sowjetrußlands geschultert.

Gina Nicholson in „The Socialist Correspondent“, London, Sommer 2009